

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 48 (1922)
Heft: 31

Artikel: Deutsch und Französisch
Autor: Moeschlin, Felix
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-455691>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Deutsch und Französisch

von Hellr. Moeschlin

Mein Freund und Kollege aus Lyon schlug mit der flachen Hand auf die Zeitung, daß es klatschte, und sagte triumphierend: „Da schau, du mit deinem ewigen Pazifismus . . . Alles soll sanft gestreichelt werden . . . Auch die Deutschen seien Menschen, mehr als das, Lämmchen, zahme, sanfte, leider immer noch von den schrecklichen, blutdürstigen Franzosen mißverständene Lämmchen, lalala, lies das . . . du wirst dann wohl einsehen, daß wir doch nicht ganz unrecht haben.“

Das sagte er natürlich auf französisch.

Ich schaute meinen Freund und Kollegen, der zum Studium der neuen deutschen chirurgischen Instrumente nach Basel gekommen war, — nach Deutschland durfte er ja nicht, — verwundert an. Und dann beschaute ich auch die Zeitung. Mit einem gewissen Mißtrauen, ich gestehe es offen ein. Weiß Gott, was alles in den Zeitungen steht.

Ich habe es einmal erlebt, daß ein ganz einfaches Eisenbahnunglück in Südtalien, wo ein Wagen mit sizilianischen Zitronen dran glauben mußte, weil ein Weichenwärter den Kopf verlor, ich meine geistig, auf dem als so zuverlässig gepriesenen telegraphischen Wege über Rom und Mailand zu einer furchtbaren Katastrophe auswich, die von fünf abgeschnittenen Köpfen zu erzählen mußte. Seither werde ich ein gewisses Mißtrauen nicht los, wenn ich von abgeschnittenen Köpfen . . .

Aber was ich dem Fingerzeiger meines etwas lebhaften Freundes und Kollegen aus Lyon folgend — er hat dort einmal auf der Messe, trotz seiner Würde, einem ganz primitiven Impulse nachgebend, in einer dieser kleinen, mit Azetylen beleuchteten, himmelwärts offenen Buden mit einem massigen Ringkämpfer, der sich in bestimmten Zwischenräumen von seinen Freunden und Freundinnen in demonstrativer Weise zujubeln ließ, mit diesem Ringkämpfer also, aber das würde mich zu weit führen, beschränken wir uns heute auf die Zeitung. Was ich dem Fingerzeiger, dem energischen, siegesbewußten Fingerzeiger meines Freundes folgend, las, war nicht so schlimm, besser gesagt: schlimm genug, aber ganz glaublich.

Es ist völlig glaublich, daß es in Deutschland Organisationen gibt, die den Revanchekrieg auf ihre nur im geheimen flatternden Fahnen geschrieben haben. Sie werden in Wirklichkeit vorfichtshalber sogar allem Anscheine nach gar keine Fahnen haben, sondern ihre Sprüche zur besseren Bewahrung des Geheimnisses auswendig lernen. Es ist auch völlig glaublich, daß nach den grandiosen technischen Erfindungen des letzten, ich meine des jüngsten Weltkrieges die Wissenschaft mit Aufbietung aller Kräfte arbeiten wird, um noch bessere Methoden der gegenseitigen Zerstörung ausfindig zu machen. Die Gewehre und

Kanonen gehören ja wirklich nachgerade ins historische Museum. Es ist also an und für sich ganz richtig, sofern man sich auf den Standpunkt dieser Leute stellt, daß solche Organisationen ihre Mitglieder auffordern, neue Kampfmittel wie elektrische Fernwirkung auf Explosivstoffe, theoretisch völlig im Bereiche der Möglichkeit, zu erfinden.

Hm, ja. Mein Standpunkt war nicht gerade angenehm. Ich muß hier noch einschleichen, daß mein Kollege als Chirurg immer ein bißchen auf mich herabschaut. Er sagt mit Vorliebe, die Innere Medizin sei nur eine halbe Wissenschaft, eigentlich gar keine. Es kann ihm also gelegentlich einfallen, meine vielleicht, ich sage vielleicht, optimistische Auffassung des deutschen Volkes auch als eine halbe Wissenschaft, respektive . . . nun, man wird mich verstehen, hinzustellen.

Und dennoch. „Das ist nicht das ganze Volk“, sage ich, „nicht einmal ein Zehntel des deutschen Volkes. Und wenn euer Vertrag von Versailles . . .“

„Optimist“, sagt er und schaut mich kalt an. Wir verstehen uns. Ein anderer hätte gesagt: Schafskopf. Zwischen uns ist das nicht nötig. Wir verstehen einander auch so . . .

Eine kleine Pause. Eine dieser berühmten Pausen. Waffenstillstand. Automatisch lese ich weiter.

Aber jetzt finde ich etwas. Wart, du lieber Freund und Kollege!

„Ich will dir etwas sagen“, mache ich mit dem ruhigsten Tone von der Welt. Aber wie schon ausgeführt, wir kennen uns, und mein Freund und Kollege weiß sofort, daß etwas Gefährliches kommt. Im Schüßengraben zieht man in solchen Augenblicken die Gasmaske an.

„Ich will dir eine Wahrheit sagen, gegen die du nichts einzuwenden haben wirst“, fahre ich im gleichen Tone fort. Wenn man dem Deutschen vom Franzosen erzählt, so glaubt er nicht alles. Wenn man aber dem Franzosen vom Deutschen erzählt, so glaubt er noch viel mehr. Du wirst mich verstehen.

Mein Freund und Kollege aus Lyon weiß im ersten Augenblicke nicht recht, was er antworten soll. Sicherlich überlegt er sich die gewichtigen Gründe, um mich zu überzeugen, daß ich Unrecht habe. Das muß er ja. Denn wenn er auch nicht persönlich angegriffen ist, nicht in seiner Eigenschaft als glänzender Chirurg, so ist er doch in seiner Eigenschaft als Franzose angegriffen und das ist natürlich viel schlimmer.

Ich warte einige Sekunden, wie man wohl bei einem Ringkampfe auf das Ergebnis des „Knock out“ wartet, — ich bin noch nie bei einem Ringkampfe gewesen, aber unser Verhältnis erinnert mich in diesem Momente an einen Ringkampf. Dann lese ich ganz gleichgültig:

„Das Kokain ist eine Nationalgefahr für

Frankreich. Millionen schweben in Gefahr, diesem Gifte zu erliegen. 99% der eingeschmuggelten Ware sind deutscher Herkunft. — Na, mein Freund und Kollege?“

Er starrt mich an.

„Steht das in der Zeitung?“ Fragt er unsicher.

Ich ahme seine energische Art, mit dem Zeigefinger auf eine bestimmte Stelle auf dem bedruckten Papier hinzudeuten, so gut es mir möglich ist, nach.

„Und du meinst also, daß Deutschland . . .?“ fragt er, bleich vor Aufregung.

„Ich meine gar nichts, ich mache dich bloß auf bestimmte Zeitungsartikel aufmerksam, wie du mich auf bestimmte Zeitungsartikel aufmerksam gemacht hast.“

Er schritt in meinem Zimmer auf und ab, richtiger ausgedrückt, denn als Mann der Wissenschaft muß man sich immer an eine möglichst genaue Darstellungsart halten, er rannte in meinem Zimmer auf und ab, einem Zimmer von fünf Meter fünfzig Länge. Seinen Puls schätzte ich auf ca. 120. Es können auch 130 gewesen sein. Leider unterließ ich die Nachprüfung.

„Das ist ja ungeheuer“, rief er, natürlich auf französisch. „Die Kokainsucht muß bekämpft werden, sie muß von diesem Gesichtspunkt aus bekämpft werden. Auf den Schlachtfeldern gewinnen und in den Lasterhöhlen verlieren . . . Oh, oh!“

„Ungefähr so. Von diesem Gesichtspunkt aus werdet ihr auch unbedingt Erfolg haben. Ihr müßt diesen Gesichtspunkt auf alle Fälle verwenden!“

Aber er hörte nichts mehr. Die Phantasien, die ihn erfüllten, waren so mächtig, daß sie ihn völlig von der Außenwelt abschlossen. Ich fragte mich unwillkürlich, — man kann seinen Dokortitel nie ausziehen, — ob solche Zustände nicht als Narke zu verwenden wären. Wenn man jetzt vielleicht eine Nadel ungesehen in seinen Arm stechen könnte . . .

Als ich nach der Nadel suchte, erklärte er plötzlich, verreißen zu müssen . . .

„Aber du wolltest doch erst in acht Tagen . . .?“

„Nein, nein, nein . . . Unmöglich . . .“

„Hm, Kokain“, lächelte ich . . .

Er gab mir die Hand: „Unglaublich . . . ungeheuerlich . . .“ stammelte er.

„Weißt du noch, was ich dir vom Unterschiede zwischen einem Deutschen und einem Franzosen sagte . . .?“

Aber er war schon davon gelaufen. Schade, wir hatten doch noch über chirurgische Behandlung der Tuberkulose, die mich als Internen ungemein interessiert, weil es Fälle gibt, besonders wenn . . . ja, wo war ich denn nur gleich . . . es fehlt doch das Verbum, ich spüre es . . . Aha, da haben wir's . . . sprechen wollen, sprechen wollen!